

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 35

Artikel: Die Notwendigkeit des grössten Uebels
Autor: Hess, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am 15. Juli.

Der gestrige Nachmittag, an dem ich mit den Meinen unter einer Tanne dem süßen, aber unabhäglichen Geschäft des Faulenzens oblag, bot uns den Anblick zweier Rehe dar, die aus dem Waldesdickicht herausgestürmt kamen. Rehe auf der Flucht. Ein prächtiger Anblick, der aufs neue den Wunsch in mir wach rief, auch bald einmal, dem flüchtigen Wilde gleich, den fernen Höhen zuzustreben.

Am 16. Juli.

8 Uhr abends. Soeben kommen wir von einer Tour auf das nordöstlich von Lenk gelegene Abrißhorn zurück. Bei glühender Sonnent Hitze sind wir über den Weissen-

schafberg ansteigend, um 1 Uhr mittags auf den Gipfel gelangt (2766 Meter). „Prachtvolle Aussicht auf Berner- und Walliser Alpen“, steht im Baedeker zu lesen. Die Behauptung traf hier nicht ganz zu. Nebelwolken trieben, besonders nach der Südseite hin, ihr tückisches Spiel. Aber das Matterhorn und einige minder berühmte Häupter waren immerhin sichtbar. Und daneben viel anderes, das, ob auch nicht ins Reich der Hochgebirgswelt gehörend, den Augen dennoch herrlichen Genuß bot. Nach zweistündiger Rast nahmen wir Abschied von dieser Felsenwarte, Abschied, auf den die zwei schon lange vorher in majestätischem Fluge über unsern Häuptern kreisenden Raubvögel wohl mit Sehnsucht gewartet hatten. Es erging ihnen wie so vielen Menschen, die eine große Erbschaft erhoffen und alsdann mit leeren Taschen abziehen müssen. Enttäuschte Seelen! Der Abstieg über Seewlenhorn, Tierberg und Lavengrat bot des Interessanten, Anregenden viel und bestärkte mich neuerdings in der Ansicht, daß Gratwanderungen auch bei trübem, nebligem Wetter immer noch dankbare Unternehmungen sind.

Am 17. Juli.

Den heutigen Nachmittag brachte ich auf der ausichtsreichen Höhe des Mülkerblatt (1937 Meter) zu, noch immer an den Erinnerungen und Eindrücken der Abrißhorntour zehrend. Heute morgen durchwanderte ich die Wallbachschlucht, durch die der Wallbach über mancherlei Hindernisse donnernd zu Tal stürzt. Schöne Fälle. Herrliches Lied der Natur! Erdbeeren gab's hier viele und sie mundeten köstlich. Erdbeeren.... Tage der Kindheit wurden wieder lebendig.

Am 19. Juli.

Wieder zog es mich der Höhe zu. Dem Gluhseeli, diesem hoch ob der Rätlialp gelegenen Bergidyll galt mein heutiger Besuch. Lange saß ich träumend am Ufer dieses herrlichen Bergsees, sah in sein tiefblaues Auge hinein und vergaß Welt und Leben.



Lenk mit Wildstrubel.

Du blauer See, wie strahlt so klar und mild
Aus deines Auges wundersamer Tiefe
Des Himmels reines, ungetrübtes Bild.

Am 20. Juli.

Föhn ist im Land. Einzelne Regengüsse. Paul Kellers Roman „Ferien vom Ich“ ist heute willkommene Lektüre. Die für morgen beabsichtigte Fahrt auf Wildhorn-Wildstrubel muß verschoben werden. Ein unerhört heftiges Gewitter mit Hagelschlag ist vor einer Stunde niedergegangen. Viele Gärten sind verwüstet. Ueberall betäubte Gesichter.

Am 21. Juli.

Die Tage der Sonne sind zu Ende. Regen und Nebel an der Tagesordnung. Trotzdem war es uns vergönnt, heute nachmittag während eines Viertelstündchens vor der Hütte des Trütlispasses (2060 Meter) auf Lauenen hernieder zu schauen. Naß wie begossene Budel kamen wir nach Lenk zurück. Aber schön war's doch gewesen!
(Schluß folgt.)

Die Notwendigkeit des größten Nebels.

Einmal hatte sich der liebe Gott auf einem nächtlichen Erdengange dermaßen verspätet, daß das Dörflein schon im leuchtendsten Sonnenglanze stand, als er sich zum Gehen wandte. Die Gloden jubelten den Sonntag vom Turme, und aus der Kirche tönte Orgelvorspiel. Von allen Seiten rückten andächtige Kirchgänger heran, und aus den Häusern des Dorfes erhielten sie zahlreichen Zuzug. So viele wirklich andächtige Gotteshausbesucher hatte der liebe Gott schon lange nicht mehr beisammen gesehen, und dieser Anblick freute ihn so, daß er nicht umhin konnte, ein Weilchen stehenbleiben und sich die Augenweide nicht entgehen zu lassen. In seiner Verkleidung durfte er das schon wagen, ohne der Gefahr ausgelegt zu sein, erkannt zu werden. Ganz zuletzt, als die Glockentöne schon am Einnicken waren, folgte noch der Eilbote und Weibel der Gemeinde. Gerade ihn, der doch offensichtlich kein Restchen Zeit mehr

übrig hatte, winkte der Fremdling zu sich heran, um ihm einen wichtigen Auftrag zu übermitteln. Sobald der Gemeindebote wußte, wer vor ihm stand, erfaßte ihn ein maßloses Erstaunen, und auch der Auftrag war so ungewöhnlicher Art, daß der gute Mann im ersten Augenblick zu träumen glaubte. Der liebe Gott wollte nämlich seine Anerkennung für einen solchen Kirchenbesuch damit beweisen, daß er dem Dorfe das anerkannt größte Uebel hinwegnehmen wollte. Der Kirchenrat hatte also nach dem Gottesdienste zu beraten und sich auf das größte Dorfübel zu einigen. Dieses sollte sodann auf der schwarzen Choraltafel angekreidet werden, und von jenem Augenblicke weg werde diese Untugend im Dorfe nicht mehr zu finden sein. Dienstbeflissen führte nun der Gemeindebote den landesüblichen Bückling aus in der Meinung, der Herr schaue nach allgemein menschlicher Sitte dieser Ehrung selbstgefällig zu. Er entdeckte aber bald, daß er mit seinem schönen Bückling ganz allein zurückgeblieben war. Das bestärkte ihm vollends in seinem Glauben, daß der Entschwundene nicht ein Mensch von Fleisch und Bein sein konnte.

Nun schlich er sich unauffällig ins Gotteshaus hinein und war überzeugt, daß ihm diesmal die Säumnis verziehen werden konnte. Nun sollte man sehen, was der Eilbote und Gemeindegeweihe vor Gott und den Menschen zu bedeuten hatte. Geduldig wartete er das Ende der Predigt ab, um sich dann sogleich mit seinem glänzenden Auftrage ins rechte Licht setzen zu können. Die Räte waren bald zusammengerufen, da ja das Dörflein nur zwei Gasthöfe und eine Kirche besaß. Schwieriger war es, dieses einzigartige Traktandum in die gebührende Form geregelter Beratung zu gießen. Der Kanzleisekretär vom hohen Amte gab seinem Befremden Ausdruck, daß der Fall schon zu einer Zeit besprochen werde, da noch gar nichts Schriftliches darüber vorliege. Der Drucker des Blattes „Gradaus“ witterte Politik dahinter und der Rektor ein loses Spiel, das der Dorfleichsinn mit der Dorfwürde zu treiben vorhabe. Schließlich kam man überein, daß ein Beschluß, so oder anders gefaßt, niemanden einen Rappen koste und man immerhin bei allfälliger Wahrheit der Meldung keinen Vorteil verscherzt habe.

Der Konditor bemühte sich, den ersten Antrag zu stellen und nannte als größtes Gemeindeübel den übermäßigen Alkoholgenuß. Erst tauschten die Herren Räte ellenlange Blicke unter sich aus; dann betonte der Präsident, Großkaufmann von Beruf, daß der Antrag aus verschiedenen Gründen nicht ernst genommen werden könne. Dabei streifte sein Blick musternd jene Ecke, wo sein Freund, der Brennerereibesitzer, saß, und wo ohnehin die Augen aller übrigen Räte vorsichtig herumspürten. Daß Kartenspiel, Regeln und dergleichen Vergnügungen vom Räte ähnlich abgefertigt wurden, braucht wohl kaum besonders belegt zu werden. Der Grundbesitzer Bierschrodt unterbrach die schwüle Stimmung rechtzeitig mit sehr vaterländischen Worten. Mit den Ausdrücken „voll und ganz“, „entschieden“ und „in jeder Beziehung“, die er an Kindesstatt angenommen hatte, wies er darauf hin, daß das Privatfache eines jeden Einzelnen sei. Er wolle sich dessen stets bewußt bleiben, ein freier Bürger im freien Vaterlande zu sein. Der Beifall blieb nicht aus. Nun wagte der Herr Pfarrer die Habsucht zu nennen, was die würdigen Herren beinahe in unwürdige Streitigkeiten verwickelt hätte. — So viel war sicher, so war den Gemeindefschäden nicht beizukommen; es mußte ein neutraleres Uebel gefunden werden. Da fiel Herrn Bierschrodt ein rettender Gedanke ein. Ihm, den ein allen bekanntes Hausübel plagte, war es wirklich um die Befreiung des „freien Landesbürgers“ zu tun, und er brachte vor, das größte Uebel sei Weibergeklatsch. Der Rektor hatte nur noch die ungangbare Form zu verfeinern und dafür zu setzen: Die Sucht des Klatschens überhaupt. Dann wurde der Vorschlag unter dem herzlichsten Beifall aller zum Beschluß erhoben. Von der schwarzen Choraltafel verschwand

die Nummer des letztgesungenen Liedes: „O daß ich tausend Zungen hätte und einen tauendfachen Mund!“ Dagegen wurde mit schwungvollen Buchstaben die Klatschsucht angekreidet. Nachdem sich die Herren Räte allseitig die tiefste Verschwiegenheit zugesichert hatten, wurde die Sitzung als geschlossen betrachtet.

Daß Wochen darüber verstrichen, ohne daß im Dorfe ein Wörtlein darüber gesprochen wurde, was an jenem Sonntag in der Kirche vorgegangen war, erschien den Kirchenräten deutlich als das erste Wunder. Damit hatte es aber noch nicht sein Bewenden. Beim Dorfbrunnen mußte niemand mehr so lange auf das Vollwerden des Wassereimers warten, obschon nicht mehr Wasser floß als früher. Wohnungen, Gärten und Erfer waren sich ebenso nahe wie früher, aber trotzdem herrschte überall die herrlichste Ruhe. Die Kirchenräte hatten geglaubt, ihr Beschluß werde auf alle Fälle die Heimstätte ihrer Gemütlichkeit, die Trinkstube, nicht berühren. Aber gerade dort fehlte von nun an die beste Kundsame, die der Langsüßer. Was wollten auch die Männer so lange besprechen! Der dazu notwendige Stoff war ja schon beim zweiten Glase erschöpft. Sie konnten sich dessen gar nicht mehr entsinnen, womit sie sich früher beim Weine so intensiv beschäftigten konnten. In der Kanzlei des hohen Amtes nahm der Altenberg von Tag zu Tag ab; denn es fiel den Kanzleiherrn eine ungewöhnliche Lust an, die alten Arbeiten zu Ende zu führen, wogegen die neuen Schriftstücke stets kürzer abgefertigt werden konnten. Auch dem Drucker des „Gradaus“ wollte kein langer Saß mehr geraten. Diese und andere Wunder ereigneten sich nun Tag für Tag, bis schließlich das Merkwürdigste geschah.

Die Frau Rektorin hatte die lebenswürdige Gewohnheit, die Frauen des Dorfes zu unterhaltsamen Kaffeekränzchen einzuberufen. Sie hatte aber in den letztvergangenen Wochen, sie konnte sich selber nicht recht erklären wieso, nie Zeit zur Veranstaltung eines Kränzchenabends gefunden. Nun litt sie seit zwei Tagen an einem akuten Halsgeschwür und mußte vom Arzte ins Spital geholt werden. Man sprach dort von einer heißbringenden Operation. Auch Frau Bierschrodt ließ im Spital nicht lange auf sich warten, und man wußte endlich auch, was den beiden Frauen fehlte; es waren ihnen in rätselhaft kurzer Zeit gefährliche Kröpfe gewachsen. Aha, dachte sich der boshafte Gradausdrucker, aha, die Klatschsucht! Irgendwo hinaus muß sie dennoch! Er wollte sogleich einen witzigen Artikel darüber in die Zeitung schreiben, fühlte sich aber selber nicht so recht wohl dabei, weil er in letzter Zeit auch an einer eigentümlichen Atemnot litt. Er griff sich an die Stirne und beschloß zu schweigen. Die neue Halskrankheit nahm im Dorfe beängstigend überhand, und der Arzt war alle Augenblicke auf der Fahrt zu Neuerkrankten.

Was sich vom Kirchenrat noch einigermaßen zeigen durfte, versammelte sich in der Kirche, um dort die Zurücknahme des göttlichen Gnadengeschenktes zu erbeten. Das geschah auch, und der liebe Gott tat ein Einsehen. Nach und nach war wieder alles im alten Geleise, und die Kröpfe ließen sich auch hinwegreden. Nun hielt das Dorf an seinem größten Uebel fest und pflegte es nach Kräften.

Gottfried Seb.

Cholberi.

Säg Hansli, worum laßt du 's Chöppli hänke,
Mueßt du ächt scho a sövel Sache dänke?
Und säg, was gschmöckt der ächtert au so juur,
Daß 's Lättschli machst? — Was lehnt a säbner Muur
Und luegt, s' ganz Zit an Bode an ein Fläck?
Los Hans, dis Choldere hät gwüß fän Zwäd!
Chum, laß es bizli, gib mer früntli d'Hand! — —

— Gottlob, 's isch wider Sunneschi im Land! —

Martha Pfeiffer-Surber.